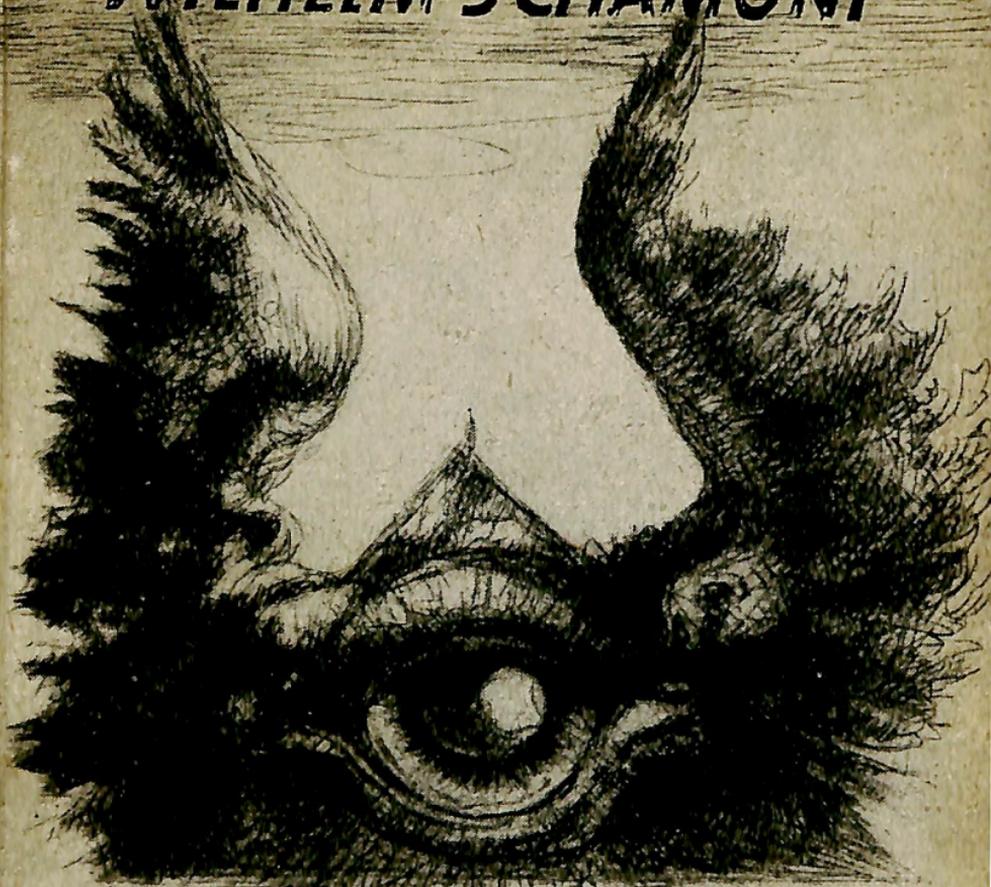


WILHELM SCHAMONI



KOSMOS, ERDE,
MENSCH UND GOTT

H



Arval 577

PNTH 01



1988. 2834

(B 4613)

Ms 88

WILHELM SCHAMONI:
Kosmos, Erde, Mensch und Gott

5.77

Wilhelm Schamoni

**KOSMOS,
ERDE,
MENSCH UND GOTT**

Im Bastion-Verlag zu Düsseldorf 1948

Imprimatur, Coloniae, die 1. Decembris a. 1947.
(Ir. Nr. 6146 1/47)

David, vic. glis.

Alle Rechte vorbehalten. — Printed in Germany.
Copyright 1948 by Bastion-Verlag Düsseldorf

*Gott ist allmächtig und gnädig.
Sein Wesen ist Güte, sein Wille Macht,
Sein Wirken Barmherzigkeit.*

Papst Leo der Große, Zweite Predigt auf Weihnachten.

Wie manches Mal werden die Menschen in den leiderfüllten Nächten des Krieges aus ihren dunklen Wohnungen zum Sternenhimmel aufgeschaut haben in der bangen Erwartung neuer Luftangriffe, mit der Erinnerung an Stunden unsäglicher Not und Todesangst in den Kellern und Bunkern. Und wenn der nächtliche Feuerschein brennender Städte, den man in Ewigkeit nicht vergessen kann, die Sterne nicht zum Erlöschen bringt, was für Fragen weckt dann nicht ihr unbewegliches Funkeln in dem nachdenklichen Menschen!

Die Sterne stehen da am Himmel, klar, hell, kühl, in unendlicher Ferne. Der Mensch schaut sie an. Ihn umfängt nicht mehr das Gefühl des Erhabenen, nicht das Erlebnis der Majestät des Unendlichen, das ihn anbetend zum Boden niederzieht. Den Boden hat er unter seinen Füßen verloren im Grauen des Luftschutzbunkers. Die Kälte des Weltenraumes haucht ihn an. Ihn graut vor der Unermeßlichkeit, die er ahnt hinter den unzähligen Lichtpunkten der Milchstraße, vor diesen Millionen, wenn nicht gar Milliarden von Milchstraßen, von denen er gelesen hat. Anstatt, daß er in die Knie sinkt, versinkt ihm der Boden: Die

Vorgänge hier unten bei den Menschen und die Vorgänge da oben, er kann sie nicht begreifen, nicht zusammenreimen. Was ist der Mensch in der Verlorenheit eines solchen Todeslebens? Was ist er in der Verlorenheit jener unendlichen Raumwüste? Warum und wozu all das Furchtbare, das ihn umgibt? Und was, wenn dieses Furchtbare, weil es ihm nicht innerlich ist, noch nicht das Schlimmste wäre, wenn der Übel größtes die Schuld ist?

Früher war dem Menschen das Firmament, das „Feste“, die Veste des Himmels, das mit Sternen schön geschmückte Dach gewesen, unter dem sich gut wohnen ließ. Wie sicher konnte man sich auf so gutem Grunde fühlen, wie es diese Erde war! Wie zweckmäßig war die Welt nicht eingerichtet mit der lebenspendenden Sonne, die den Tag erleuchtet, mit dem freundlich scheinenden Monde und den prächtig, erhaben und milde glänzenden Sternen für die Nacht, welche den Menschen gütig führen! Hier unten diese feste Erde, umgeben von Meeren, welche ihre Grenzen nicht überschreiten, durchströmt von mächtigen Flüssen, gegliedert durch gewaltige Gebirge, bedeckt mit Wäldern und gesegneten Fluren, die für den Menschen ihre Früchte tragen, über all das gestülpt die mächtige Kuppel des Himmelsgewölbes, das mit seinen Sternen für das ahnungsvolle fromme Gemüt wie ein Bild und ein Durchschein von jenem Lichte war, das der unendlich große Gott hoch oben für jene ist in seinem Himmel, welche

die Werke der Finsternis nicht geliebt haben, jener unendlich große Gott, der diese ganze weite Welt so sicher in seiner Hand trägt, er, der die Liebe ist, der deshalb sich einschließen ließ in den Schoß der Jungfrau und Mensch ward, um den verlorengegangenen Menschen zu erlösen und ihm den Weg zu seinem Herzen zu zeigen.

Als dann die Menschen darangingen, den Boden unterm weiten Himmelszelt zu durchmessen, als die Grenzen der Erde immer weiter hinausgerückt wurden, bis sie sich schließlich zurücklaufend verschmolzen in den Küsten, von denen man ausgefahren war zur Weltumseglung, da ging eine Erschütterung wie ein Erdbeben durch die abendländische Menschheit, weil das Firmament rings um unsern Planeten in unendliche Fernen zurückfloh, weil die Erde nicht mehr das physische Zentrum der Welt war. Aber, schließlich, damit konnte man sich abfinden. Was sollte es auch dem humanistischen Menschen, der sich gerade erst selbst entdeckt hatte in seiner Renaissancegröße, und dem Christen, dem im Hl. Geiste Wiedergeborenen, durch seinen Geist Krone der Schöpfung, durch seine im Blute Christi erlöste Seele wertvoller als alles, was man sehen und messen kann, ausmachen, daß die Erde sich um die Sonne dreht und nicht umgekehrt. Die Erde bleibt doch, wenn auch nicht physisch, darauf kommt es ja auch nicht an, aber doch, wenn man so sagen soll, moralisch, seiner Idee nach, durch den

Menschen auf ihr, Sinn und Mittelpunkt des ganzen Universums. Es bleibt doch bestehen, daß die ganze sichtbare Schöpfung des Menschen wegen „und um unsers Heiles willen“ ins Dasein gerufen ist, wie ja auch die ganze Natur deutlich zeigt, wer Herr auf dieser Erde ist und wem die Ordnungen der Tiere und der Pflanzen unterworfen sind.

Aber auch diese Auffassung ist ins Wanken geraten. Wie soll der Mensch noch Ziel und Sinn des ganzen Universums sein, wenn sich die Erde und auf ihr der Mensch ins unvorstellbar Kleine verflüchtigt? In der Tat, man versuche einmal, sich zu vergegenwärtigen: Unsere Sonne ist ein Stern von durchschnittlicher Größe. Die Sonne gehört zum System der Milchstraße. Die Milchstraße ist ein Riesenspiralnebel, welcher bei etwa 50 Milliarden Sternen mit seinen Dunkelnebeln von nichtleuchtender Materie an Gesamtmasse das 250milliardenfache der Sonnenmasse hat (die Masse der Sonne ist das 332 000fache der Masse der Erde). Mit dem 2^{1/2}-Meter-Spiegelteleskop der Mt. Wilson-Sternwarte wurden auf 13 000 Aufnahmen von ausgewählten Feldern des Himmels 44 000 Spiralnebel gefunden, auf einem von Dunkelnebeln nicht getrübbten Himmelsfelde von Vollmondgröße durchschnittlich 500. Überträgt man dieses Verhältnis auf den Himmel, so ergibt sich als Gesamtzahl der bis in einer Entfernung von 500 Millionen Lichtjahren gerade noch sichtbaren Nebelwelten eine Summe von 75

Millionen. Damit dürfte aber die wirkliche Zahl der überhaupt im Raume vorhandenen Spiralnebel bei weitem nicht erreicht sein. Amerikanische Spekulationen rechnen mit einem möglichen Umfang des Universums von 8 bis 500 Milliarden Lichtjahren. An die 500 Milliarden Nebelwelten mit jeweils 10 Milliarden Sonnenmassen sollen, ziemlich gleichmäßig verteilt, diesen gewaltigen Raum erfüllen. Mit dem 5-Meter-Spiegel, der in diesem Jahre auf dem Mt. Palomar bei San Diego in Kalifornien in den Dienst der astronomischen Forschung gestellt werden soll, hofft man, Kunde von Spiralnebeln aus einer Entfernung von einer Milliarde Lichtjahren zu erhalten. (Die Zahlenangaben sind entnommen Dietrich Wattenberg, Blick ins Weltall, Berlin 1947, Verlag Neues Leben.)

Wir tun gut, Spekulationen gegenüber uns abwartend zu verhalten. Andererseits dürfte es keinen Astronomen geben, welcher nicht das Dasein von Millionen von Milchstraßen als bewiesen ansieht. Um sich einen kleinen Begriff von der Zahl der Sonnen zu machen, etwa von 100 Millionen Spiralnebeln mit 10 Milliarden Sonnen, könnte man folgende Vorstellung zu Hilfe nehmen: Ein D-Zug fährt an einem Tage gut 2,5 Tausend km, in einem Jahre eine Million km. 100 Millionen Spiralnebel hätten so viel Sonnen, daß ein solcher D-Zug eine Million Jahre fahren müßte, wenn jedem Millimeter dieser Strecke eine Sonne entspräche.

Welches ist der Sinn dieses Universums? Diese Frage drängt sich dem Menschen auf, der sich wie ein entthronter König des Alls vorkommt.

Der Mensch kann es wohl nicht sein: Der Rahmen, in den er da hineingestellt ist, wäre unvorstellbar maßlos. Das Denken sträubt sich einfach dagegen, ein solches Universum als ein Anhängsel unserer Welt zu betrachten. Auch der Mensch in seiner jenseitigen, ewig währenden Existenz kann es nicht sein. Man wird es doch wohl ablehnen, die Gemeinschaft der Heiligen, die verklärte Bürgerschaft des Gottesstaates zwischen den Sternenwelten „Sternchen, Sternchen, verwechselt euch“ spielend sich vorzustellen und in jedem einzelnen Menschen, der doch in der anderen Welt erst recht ein „zoon politikon“, ein Gemeinschaftswesen, ist, den einsamen Alleinbesitzer ganzer Milchstraßen zu sehen.

Der Mensch ist so wenig reiner Geist, daß er durch eine von Gott gesteuerte, gerichtete, gelenkte Entwicklung aus dem Tierreiche möglicherweise sich entwickelt hat und von Gott mit einer geistigen Seele ausgestattet wurde. Für ein solches Wesen ist Leiblichkeit das Natürliche, das ihm Zustehende, darum wird er auch mit einer solchen am Ende der Tage wieder bekleidet. Wenn auch die ewige Seligkeit in der Anschauung Gottes besteht, so muß doch diese verklärte Leiblichkeit — die für uns sehr geheimnisvoll ist, wenn wir an die Erscheinungen des auferstandenen Heilandes denken — eine große Bedeutung

haben. Wie die Seele in der ewigen Heimat Gott schaut und dadurch selig ist, so muß auch die Leiblichkeit des Menschen ihre Erfüllung finden, müssen seine verklärten Leibesaugen einen Gegenstand haben, welcher in seiner Weise der Größe der inneren Gotterfahrung entspricht. Wie ein einzelnes Quecksilbertropfchen hinter der Spiegelscheibe noch kein Spiegelbild ergibt, sondern erst der Zusammenhang vieler, so mögen die verklärten Augen später das Universum als einen Zusammenhang schauen und darin wie in einem Spiegel die Größe Gottes erkennen. Uns irdischen Menschen ist dieser Spiegel des Himmels, der die Ehre und Größe des Ewigen widerstrahlt, wie zerbrochen, so lange wir uns in der Unermeßlichkeit des Universums wie verloren fühlen und wir keinen Zusammenhang sehen zwischen uns, den Ereignissen hier bei uns und dem Weltall überhaupt.

Das Weltall ist ein Spiegel Gottes. Das ist Glaubenslehre. Bevor wir uns fragen, für wen die Schöpfung ein Spiegel ist, wollen wir versuchen, zu verstehen, von wem sie es ist.

Dem Mittelalter war unsere Erde der Mittelpunkt der Welt. Wenn man sich auch sehr tief als Geschöpf, d. h. dem ganzen Sein nach als von Gott hervorgerufen erkannte und sich so des unendlichen Abstandes von ihm bewußt war, daß man nichts war und nichts hatte ohne Gott, so empfand man trotz dieses unendlichen und absoluten Abstandes von

ihm doch, daß das Verhältnis des Menschen zu Gott gewissermaßen harmonisch war. Man nahm nämlich an, der Mensch sei es, für den und um dessentwillen das Universum geschaffen wäre. Die ganze sichtbare Schöpfung war dem mittelalterlichen Denken die Verwirklichung dieses Sinnes. Diese Auffassung vom Menschen läßt sich, wo sich unser Bild von der Welt so gewaltig nach Raum und Zeit erweitert hat, nicht halten.

Die Hemmungen, welche manche verspüren, wenn sie sich von der ihnen überkommenen Auffassung lösen, beruhen auf dem Vorurteil, als ob der Mensch im Grunde doch zu Gott in einem annehmbaren Verhältnis stünde, als ob es ein passendes Verhältnis zwischen Endlich und Unendlich gäbe. Der Mensch kommt sich nun in dem Rahmen des neuen Weltbildes als unendlich klein vor, als so klein, wie er es dem unendlichen Gott gegenüber wirklich ist. Und wenn der Mensch seiner Größe nicht nur eine Elle zusetzen würde und nicht bloß in etwa, sondern in einem noch so hohen Maße sein Wesen aufbessern könnte, und sich die einzelnen Menschen zu Generaldirektoren ganzer Sonnensysteme befördern könnten, auch dann wäre das Verhältnis des endlichen Geschöpfes zum unendlichen Schöpfer nicht verbessert. Der Abgrund zwischen Sein aus sich und Sein aus einem anderen bestünde nach wie vor.

An das Verhältnis des Menschen zu Gott kann also die Ausweitung unsers Weltbildes nicht

rühren. Es sei denn, daß wir, belehrt durch den großartigen Anschauungsunterricht, der uns zuteil geworden ist, nun Gott tatsächlich als so groß und unermesslich erkennen, daß jedes geschöpfliche Denken stets hinter ihm zurückbleiben muß. Der Gedanke, daß der Mensch, wenn er im Universum eine große Rolle zu spielen hätte, in einem angemesseneren Verhältnis zu Gott stünde, entlarvt sich uns als Vorurteil. Es ist ein Abgrund, der zwischen Gott und dem Menschen klafft.

Die Dinge, die uns umgeben, sind Verkörperlichkeiten von Gedanken. Weil die Dinge verdinglichte Gedanken sind, darum sind sie unserem Denken erkennbar, können sie gedacht werden. Etwas, was undenkbar ist, weil in sich gedanklich widersprechend, kann darum nicht sein. Das, was ist, kann nach der realistischen Philosophie, die an Platon und Aristoteles anknüpft, betrachtet werden, wie es in Gott ist, als göttliche Idee — dieser Gedanke Gottes von den Dingen ist identisch mit Gott —, in den Dingen von Gott verwirklicht, als endliche Darstellung der unendlichen Idee Gottes, schließlich in erkennenden Wesen, denen diese Schöpfungsgedanken bewußt werden, d. h. in ihnen bewußtseiend daseiend werden, von den Sinnen ergriffen und vom Verstande begriffen.

So drängt sich der Gedanke auf, das Universum aufzufassen als eine unermessliche, aber endliche Darstellung des unendlichen Gottes. Gewissermaßen als ein Bild, das wie jedes

Bild hinter dem Abgebildeten zurückbleibt, das uns aber doch einen sehr guten Begriff vermitteln kann von demjenigen, welcher mit dem Bilde gemeint ist. In dieser Selbstdarstellung offenbart der Schöpfer seine physischen Eigenschaften. Die unermessliche Endlichkeit seines Werkes wird zum sprechenden Beweis seiner Unendlichkeit. Was an Gott verborgen ist, seine unendliche Macht und Größe, wird in der Schöpfung erfahrbar.

Das Universum ist ein Bild des Unendlichen im Quantitativen. So gewaltig dieses auch ist, Gott in sich ist unendlich erhaben darüber. Unsere Gedanken wollen streiken, wenn wir sehen, daß Gott noch viel allmächtiger ist, als wir ahnten und es ihm gewissermaßen gern zubilligten. Nein, wir müssen lernen, daß sich das Verhältnis vom Schöpfer zur Schöpfung nicht darstellen läßt, daß, was in der kosmischen Unermesslichkeit als Maßlosigkeit unseren Augen erscheinen möchte, gar nichts anderes ist als die Darstellung, die Gott von der Unendlichkeit seines Wesens selbst gegeben hat. Wir wollen also sagen: Wenn Gott einmal schöpferisch sich über sich selbst äußert, dann muß diese „Äußerung“ alle unsere Begriffe übersteigen.

Wie das Bewirktwerden der Dinge durch Gott, ihre Erschaffung und Erhaltung völlig unvorstellbar, nur dem reinen Denken faßbar und darum so schwer zu denken sind, ist andererseits der im Universum, diesem unermesslichen Gegenstand unserer Vorstellungen, ver-

wirklichte Sinn ebenso schwer für uns begreifbar. Und wie die unendliche intensive Tiefe des Schöpfungsaktes die ganze Macht des Allmächtigen erfordert, von dessen allgewaltiger Größe wir durch die Unermesslichkeit des Weltalls eine Ahnung bekommen, so verlangt auch die extensive Unermesslichkeit der sichtbaren Schöpfung den Schöpfer selbst als ihren innersten Grund. Ihre Größe langt über alle Belange der Geschöpfe hinaus. Nicht Geschöpfe sind der Sinn, sie sind es nur in sekundärer Weise, in Unterordnung unter ihren höchsten Zweck, Gott.

Und wenn es auch höchst wahrscheinlich sein dürfte, daß es außer den irdischen Menschen noch zahlreiche vernunftbegabte Lebewesen auf anderen Welten gibt — worüber gleich noch ausführlicher zu sprechen sein wird —, so erweckt das Universum doch durchaus nicht den Eindruck, als ob es auf die Bildung von Lebensmöglichkeiten abgezweckt sei. Man könnte hier die Frage überhaupt aufwerfen, ob Körper nur deshalb als sinnvoll gelten sollen, weil sie Oberflächen bilden, die von Lebewesen besiedelbar sind.

Die Zahl der Himmelskörper, die im Laufe ihrer Geschichte eine Zeitlang Heimat menschenähnlicher Geschöpfe sein können, ist, absolut genommen, bei Hunderten von Millionen von Milchstraßen, recht groß, relativ genommen, im Verhältnis zu jenen, die dafür nicht in Frage kommen, höchstwahrscheinlich außerordentlich klein. Wenn man auch an-

nimmt, jede dieser Welten, die menschenähnliches Leben zu tragen geeignet ist, beheimatet einmal wirklich solche Wesen, so scheint der Aufwand, der am Himmel getrieben würde, um solche Möglichkeiten zu schaffen, in keinem Verhältnis zu stehen zu dem tatsächlich Erreichten. Und zwar wäre dieses Verhältnis derart, daß, wenn man auch nicht glaubt, annehmen zu sollen, Gott müsse ökonomisch bei der Erreichung seiner Ziele verfahren, weil es so seiner Weisheit etwa entspräche, man doch bei dem Kreisen so gewaltiger Materiemassen um irgendwelche kleine bewohnbare Sterneninseln sich an das Kreißen der Berge erinnert fühlt, die nur eine lächerliche Maus gebären. Man scheut sich deshalb, die offenbare Bekundung göttlicher Größe und Großartigkeit zu einem Aufwand von Mitteln für diesen Zweck zu machen, und sagt sich: Die Bewohnung der bewohnbaren Himmelskörper ist nicht der, sondern nur ein Zweck des Schöpfers.

Das unsichtbare Wesen Gottes, seine ewige Macht, seine unendliche Gottheit, läßt sich seit Erschaffung der Welt an seinen Werken deutlich erschauen (vergl. Röm. 1, 20). Die Welt ist an erster Stelle eine Offenbarung Gottes. Wie verschwinden da vor dieser Bekundung seiner Unendlichkeit alle menschlichen Maßstäbe von Größe, Macht und Zeit! Und wenn der gestirnte Himmel uns mit immer neuer Bewunderung erfüllt — wir spüren es, wie wir dazu hingezogen werden

trotz der Stimmungen und Erschütterungen, von denen eingangs die Rede war —, dann fühlt der Mensch seine absolute Kleinheit, erlebt er, daß, was immer er auch in Gedanken seinem eigenen Maße zufügen möchte, er vor der Größe, die sich hier bezeugt, unendlich zurückbleibt. Und wenn wir bedenken, daß wir es am Himmel nicht mit rohen Massen und Kräften zu tun haben, daß wir vielmehr klar Gesetze und Gestaltung am Werke sehen, dann fühlt man erschüttert die Herrlichkeit des Herrn der Himmelsheere.

Und doch bedarf es des Kommentars der Wissenschaft nicht, um diese elementare Sprache der Sterne zu verstehen. Das Psalmwort von den Himmeln, die des Ewigen Ehre rühmen, ist dem Naturmenschen aus dem Herzen gesprochen. Eine religiöse Weihe erfüllt den Menschen, der die Augen zu den Sternen erhebt, ähnlich jener Heiligkeit, die der Mensch inne wird im Diktat seines Gewissens, ein Zeichen, daß es derselbe ist, der sich in der inneren Stimme bekundet und sich auch am Firmament bezeugt.

Gott als das vollkommene Wesen besitzt auf unendliche Weise in sich alles, was er für sich überhaupt wollen kann. Er genügt sich selbst vollkommen, wäre nicht Gott, wenn ihm etwas fehlte oder wenn ihm die Schöpfung irgendwie nötig wäre. Er hat darum frei geschaffen, ungezwungen. Gott konnte die Welt schaffen, mußte sie nicht schaffen. Wenn er sie aber schuf, mußte er sie schaffen mit der Ziel-

richtung auf sich. Insofern ist die Welt die beste, weil es für sie kein höheres Ziel geben kann, während es zum Begriff des Endlichen gehört, daß es immer noch größer und besser gedacht werden kann. Durch die Hinordnung auf Gott wird zugleich das andere Ziel der Schöpfung erreicht: das Beste der Geschöpfe.

Gott ist ja das höchste Gut, die höchste Güte. Er ist die Liebe. Der Liebe aber ist es eigen, sich mitzuteilen: sie ist „diffusivum sui“, ausstrahlend. So ist Schöpfung eine Ausstrahlung seiner Liebe. Diese Liebe verlangt Wesen, welche sie aufnehmen können. Also nicht, um sich zu geben, was er nötig hätte, sondern um seinen Geschöpfen zu geben, hat er sie geschaffen. So bleibt letztes Ziel der Schöpfung doch Gott; und der letzte Grund für das Dasein von Vernunftgeschöpfen dürfte nach dem schönen Wort von Skotus der sein, daß Gott „condiligentes se“ haben wollte, Wesen, die ihn mitlieben möchten.

So sehr also auf der einen Seite das Werk des Unendlichen das Gepräge des Unendlichen tragen muß und in seiner Unendlichkeit geschöpfliche Fassungskräfte übersteigt, so notwendig sind auf der anderen Seite Geschöpfe, die Gott darin erfassen sollen, geistbegabte Wesen, die Gott darin finden, sich in ihm und zu ihm finden, in ihm sich erfüllen und Gott dadurch verherrlichen.

Oder sollte man denken können: Es ist besser, wertvoller, daß etwas ist, als daß es nicht ist, und dieses schon als Erklärung für das Dasein

der Sternenwelten hinnehmen? Aber wer fühlte nicht das Unbefriedigende einer solchen „Erklärung“!? Für Gott sind die Welten kein Wert, für sich selbst auch nicht. Es bleiben nur die vernunftbegabten Geschöpfe, für die sie Weg zu Gott und dadurch wirklich zu ihrem Besten sind.

Welches sind denn nun die vernünftigen Geschöpfe, für die das All erschaffen ward? Wir antworten: die Menschen, die Engel, die Bewohner außerirdischer Welten.

Die Menschen: Weniger in ihrer diesseitigen Existenzweise. Denn erst seit Kopernikus, also seit etwa 1500, sind wir auf dem richtigen Wege zur Erkenntnis des Weltalls, und erst seit zwei Jahrzehnten etwa kommen wir der Wahrheit spürbar näher, seit wir mit dem größten Fernrohr, das es gibt, Objekte fotografieren können, die 100 000 000 Mal schwächer leuchten als die hellsten Sterne. Dieses Jahr noch soll das neue Riesenteleskop, an dessen Aufstellung in Kalifornien gearbeitet wird, Botschaften aus noch größeren Tiefen des Weltalls aufzeichnen. Man darf ohne Zweifel mit gutem Gewissen sagen: All diese Welten, von denen wir wissen werden, oder seit ein paar Jahren wirklich wissen, dürften den Sinn ihres Daseins im Menschen nicht haben. Wenn uns jetzt auch der Sternenhimmel oft mehr einem gewaltigen Kristallspiegel zu gleichen scheint, der in hunderttausend Stückchen zersplittert ist und dessen Splitter mehr funkeln als spiegeln, so dürfen wir doch hoffen, einmal

nach unserer Erdenzeit das Ganze wirklich als Spiegel zu erleben, so wie es vielleicht auf manchen Sternenheimaten jetzt schon geschieht oder geschehen ist, und nicht mehr bruchstückweise im Gleichnis, sondern so, daß uns darin aufleuchtet das Antlitz dessen, der die Welten ins Dasein rief.

Eine solche Erkenntnis möchte ich mit vielen Theologen auch für die Engel annehmen. Diese Möglichkeit wird besonders von den Thomisten geleugnet. Durch Platon beeinflusst, dessen Gedanken über Augustinus besonders und den Pseudoareopagiten stark auf das Mittelalter einwirkten, vertraten viele Scholastiker die Auffassung, die göttlichen Ideen seien auf doppelte Weise aus Gott hervorgetreten; auf der einen Seite real verwirklicht in den Dingen, auf der anderen ideal, als Erkenntnisgegenstände dem Geiste der Engel eingegeben. Nach dieser Theorie geschieht die Welterkenntnis der Engel ganz unabhängig von der Welt selbst, die Engel erkennen die Welt durch die ihrer Natur mitgegebenen oder von Gott mitgeteilten Ideen; die geschaffenen Dinge vermögen auf ihr Erkenntnisvermögen nicht einzuwirken.

Demgegenüber betont die andere Auffassung, daß die Engel nicht Wesen für sich sind, sondern dem Zusammenhang des e i n e n Weltalls angehören und auf diesen Zusammenhang angewiesen sind und daß in diesem Weltzusammenhang ihr natürliches Geistesleben sich vervollkommnet. Daß die Welt der

Geister und der Körper in Beziehung aufeinander geschaffen sind, um e i n Universum zu bilden, dürfte aus der Erklärung des Vierten Lateranensischen und des Vatikanischen Konzils hervorgehen, bei der mit den Worten „zusammen schuf er am Beginn der Zeit beide Schöpfungen“ (simul ab initio temporis utramque de nihilo condidit creaturam, Denz. 428, 1783), wie Bartmann sagt, wohl nicht die Gleichzeitigkeit, sondern die Gemeinsamkeit des Schöpfungsganzen gemeint ist (Lehrb. d. Dogm., 3. Aufl. Freiburg i. B. 1917, Bd. I, 259). Alles, was Gott geschaffen hat, ist erkennbar, weil es eine Darstellung von Gottesgedanken ist, und ist wert, erkannt zu werden, auch die materielle Schöpfung, in der Gott von den Engeln um so vollkommener erkannt wird, je vollkommener sie selbst sind, wenn auch ihre eigene Geistnatur und die Übernatur die erhabeneren Quellen ihres Erkennens sind.

Warum sollte auch die Erkenntnis der Engel der Quelle der äußeren Erfahrung entbehren? Müßte ihre überlegene Geisteskraft aus dieser Quelle nicht ganz anders schöpfen können als der Mensch? Daß eine Einwirkung von Körperlichem auf den Geist möglich ist, beweist der Mensch, bei dem seine Sinne Mittel und Begrenzung dieser Möglichkeit sind. Berechtigt dies aber, die Erkenntnis einer Außenwelt grundsätzlich auf dieses Mittel zu beschränken und jeden ursächlichen Zusammenhang mit den übrigen Geschöpfen für die Wesensgestaltung reiner Geister zu leugnen? Eine

außersubjektive Erfahrung ist bei den Engeln weder überflüssig noch belanglos. Die sichtbare Schöpfung hat ihre Tiefen, welche der oberflächlichen menschlichen Erkenntnis verschlossen sind, welche aber für überlegene Erkenntniskräfte offen stehen und für sie auch eine wahre Bereicherung bedeuten. Darum kann sie nicht einfach, als ob sie ohne jede Bedeutung für die Engel wäre, beiseitegeschoben werden.

Die Frage nach der natürlichen Erkenntnis der Engel, ob bloß Gott ihre unmittelbare Ursache ist oder ob sie auch durch das Geschaffene bedingt sei, ob sie durch angeborene Ideen oder durch geistige Wahrnehmung erkennen, läßt sich spekulativ nicht entscheiden. Eine Entscheidung könnte nur die Offenbarung bringen. Allein die Tatsache, daß bedeutende theologische Schulen kirchlich unbeanstandet jede Erfahrung von außen bei den Engeln geleugnet haben, zeigt, daß ein zwingender Beweis für die andere Auffassung aus der Offenbarung nicht erbracht werden konnte.

Immerhin glaubte Schell, sagen zu können, daß die Engel der biblischen Offenbarung nichts weniger als kontemplative Monaden oder getrennte Intelligenzen sind. Sie stehen wie Gott selbst und der Gottmensch in unmittelbarem Zusammenhang mit der Welt und allem, was in der Welt ist. Sie sind „praktische Weltbürger. Sie erforschen die Welt, die Gründe und den Zusammenhang der Dinge, verfolgen bestimmte Interessen in der Welt, teils entgegengesetzt im Ziel, im Kampf des

Guten mit dem Bösen, — teils in der Wahl und Anwendung der Mittel zum guten Zweck, wie die hl. Schutzengel der Nationen; sie sind Völkerfürsten und Schutzgeister, Boten Gottes an die Menschenwelt und Anwälte dieser vor dem Throne des Weltherrschers. Sie besitzen nicht eine von Anfang an vollendete Erkenntnis, sondern gewinnen aus der Weltgeschichte neue Erfahrungen; sie werden von den Ereignissen innerlich erregt, sie brennen und glühen, lieben und hassen, eilen und streiten, ringen und mühen; sie beraten und beschließen über die Welt und die Völkergeschichte (Dan. 4), sie erscheinen und wirken in der Welt, sie stehen im praktischen Wechselverkehr von Belehrung und Auftrag, sind in ihrem Wirken örtlich bedingt, haben selbst eine geschichtliche Entscheidung hinter sich und auf Grund derselben noch immer ihre eigene zeitliche Aufgabe und Geschichte bis zum Weltgericht. Sie sind also praktische Bürger des großen Gottesreiches. . . . Die Bestimmung zur Mitarbeit am Gottesreich fordert Geschöpfe, welche hierzu durch ihre Wesensanlage von innen heraus eingerichtet sind, nicht erst durch die äußerliche Hinzufügung von Eigenschaften, die in ihrem Wesen un begründet, ihm fremd und zuwider sind, um so trotzdem künstlich für den Weltzusammenhang eingerichtet zu werden“. (H. Schell, Kath. Dogmatik, Paderborn 1890, 2. Bd. 198 ff.)

Als Inhalt des dogmatischen Offenbarungsglaubens hat nach Schell zu gelten: Die Er-

kenntnis der Engel ist hinsichtlich der erkannten Wahrheit umfangreicher und tiefer als die menschliche Erkenntnis; hinsichtlich ihres Ursprungs und Erkenntnismittels einfacher, unabhängiger, einsichtiger als die menschliche Erkenntnis (a.a.O. S. 200).

„Gott“, so sagt das Vatikanische Konzil, „hat in seiner Güte und allvermögenden Kraft, nicht um seine Seligkeit zu mehren noch um sie zu erwerben, sondern um seine Vollkommenheit durch das Gute, was er seinen Geschöpfen mitteilt, zu offenbaren, in aller Freiheit zusammen im Anbeginn die Welt der Geister und der Körper erschaffen“ (Denz. 1783). Wenn schon die Fülle des Menschlichen sich nicht in einem Einzelnen verkörpert, vielmehr alle Menschen in ihrer geschichtlichen Entfaltung zusammen gewissermaßen alle Möglichkeiten des Menschseins ausschöpfen werden, was für unermeßliche Möglichkeiten muß es dann geben, wenn der Schöpfer die unendliche Fülle seines Wesens und seiner unendlichen und unendlich vielen Vollkommenheiten — von denen wir nur einige wenige erkennen! — in Geistnaturen abgebildet hat! Gott ist unendlich abbildbar; noch so viele Geschöpfe und noch so hohe und strahlende Abbilder seines Wesens vermögen ihn nicht erschöpfend darzustellen.

Die Zahl der Engel muß also sehr groß sein. Die Hl. Schrift spricht von Heerscharen, von Myriaden, Millionen. Dementsprechend lehren die Väter. Nach Cyrill von Jerusalem sind die

Engel unzählbar. Nach Hieronymus ist das Menschengeschlecht nichts im Vergleich zu den Scharen der Engel. Manche Väter, wie Hilarius, Ambrosius, Cyrill von Jerusalem, Augustinus, deuteten in ihrer allegorischen Weise die 99 Schafe, welche nicht in die Irre gegangen waren, auf die Engel, und erklärten, das eine verlorengegangene Schaf sei die Menschheit.

Diese gewaltige unsichtbare Welt reiner Geister, welche mit der sichtbaren Welt ein Schöpfungsganzes ausmacht, muß man bedenken, wenn die Weltbühne uns so unermeßlich groß und die Rolle, die wir auf ihr spielen, so unendlich klein erscheint. Das Welttheater umfaßt eben noch viele Zuschauer und viele Spieler. Der Mensch genügt nicht, um Gottes Größe und Liebe darzustellen. Es gibt noch bessere Darstellungen. Kardinal Newman läßt in seiner ergreifenden Dichtung „Der Traum des Gerontius“ den Engel der heiligen Treppe sprechen:

Vater, des Güte nur kennt, wer Dich sieht
von Angesicht zu Angesicht.

Dem Menschen galt der unendliche Aufwand
Deiner siegenden Gnade.

Gefallener Mensch, Geschöpf vergänglichem
Tages,

Taugt nicht als Maß dieser Liebe.

Es braucht, zu künden deines Werkes Triumph,
Untilgbarer Feuer, des Engels geistigen Raum.*)

*) Deutsch von Theod. Haecker, S. 43, in der Sammlung: Zeugen des Wortes, Herder, Freiburg.

Wir glauben, daß es außer den Engeln und Menschen noch andere Zuschauer und Spieler in dem großen Welttheater gibt: vernunftbegabte Sinnenwesen auf anderen Sternenswelten.

Diese Frage, ob es auf außerirdischen Welten Leben gibt, wird verschieden beantwortet werden, je nach dem, wie man sich die Entstehung von Planetensystemen denkt. Mit dem Fernrohr lassen sich bei keinem Stern Planeten nachweisen; je besser nämlich die Instrumente sind, desto deutlicher erscheinen die Sterne darin als Punkte. Es ist also aussichtslos, durch Beobachtung bei den Sternen etwas über Planetenbildung zu erfahren.

Ehemalige Sonnen dürften wohl kaum je Leben tragen können. Ein Organismus ist nämlich ein so unausdenkbar kompliziertes chemisch-physikalisches System in dynamischem Gleichgewicht, daß man sich nicht vorstellen kann, wie das Gefüge des Lebens mit seinen hochmolekularen Verbindungen und ihren Oberflächenspannungen den ungeheuren Anziehungskräften erkalteter Sonnen gewachsen wäre.

Nach der heute aufgegebenen Kant-Laplace'schen Theorie müßte Planetenbildung etwas beinahe Normales für jede Sonne sein. Wenn dagegen die gegenwärtig von den Astronomen meist vertretene Theorie des englischen Astrophysikers Jeans stimmt, wäre Planetenbildung etwas so ungeheuer Seltenes, daß sie nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung in einem so gro-

ßen System, wie es unsere Milchstraße ist, kaum öfter als ein paar Mal verwirklicht sein könnte. Nach der Nebelarmhypothese von Nölke können neben dem Hauptzentrum leicht noch kleine Zentren sich verdichtender Staub- oder Gasmassen entstehen. Das Bild dürfte sich wieder ändern, wenn die kühne kosmogonische Theorie von Jordan und anderen, welche an letzte naturphilosophische Fragen herankommt, sich halten läßt. Danach kann es diffuse Materie im Weltraum als Ausgang der kosmischen Entwicklung überhaupt nicht geben. Über die Häufigkeit von Planetenbildung kann also die Astronomie keine sichere Auskunft geben. (Vgl. auch den Exkurs über „Leben auf außerirdischen Welten“ S. 49.)

Wohl scheint es ein beherrschendes Gesetz zu sein, daß Materie sich in Massen und Strahlungszentren sammelt und sich in gegliederten Systemen ordnet. Doch scheint die Natur in ihren kosmischen Gebilden es durchaus nicht auf die Schaffung von Lebensräumen abzu- sehen. Aber wenn auch höchst selten, so doch, bei der ungeheuren Zahl der Milchstraßen sicherlich nicht bloß ein paarmal, bringt die Natur, oder richtiger, derjenige, der sich in ihr offenbart, solche Möglichkeiten hervor. Wir können uns zwar nicht dem Optimismus verschreiben, nach dem Gott möglichst viele solcher Möglichkeiten schaffen müßte — denn wer sähe nicht ein, daß Gott tatsächlich immer noch mehr solcher Möglichkeiten verwirklichen k ö n n t e —. Wir glauben vielmehr,

daß die tatsächlich verwirklichte Schöpfung — im Vergleich zu der sich andere als verwirklichtbar denken lassen, die Gottes Wesen noch besser oder auch schlechter spiegeln — noch mehr Möglichkeiten zur Beheimatung vernünftiger Lebewesen bieten könnte. Trotzdem halten wir es für angemessen, daß die vorhandenen und als solche sicherlich vom Schöpfer beabsichtigten Möglichkeiten tatsächlich sich erfüllen. Das Universum dürfte ebenso Ausdruck der Güte und Weisheit eines Schöpfers sein, wie es ein Werk seiner Größe und Macht ist und Ausfluß eines mathematischen Geistes. Dann wird man gerne in seinen Raumwüsten bewohnte Oasen finden, wo von vernunftbegabten Wesen dem Geber aller guten Gaben Anbetung gezollt wird.

So empfinden wir es ja auch als eine des Schöpfers würdige Vorstellung, daß, wenn auch der Mensch in besonderer Weise Ziel unserer Erde ist, ein Strom des Lebens, wohl schon eine Milliarde Jahre über unseren Planeten geht, der zahllose Geschöpfe sich ihres Daseins erfreuen ließ. Wie so unsere Erde seit der Zeit, da sie Leben tragen konnte, wohl auch tatsächlich Leben und Lebensfreude hervorgebracht hat, so neigen wir bei dem Gedanken an Gottes Güte zu der Auffassung, daß die Lebensmöglichkeiten im Kosmos nicht unverwirklicht bleiben. Manche Menschen, die am Strande des Meeres liegend oder über die Reeling des Schiffes gelehnt dem Spiele der Wellen zuschauen, verspüren eine Art Horror

vacui, einen Horror vor der Lebensleere des gewaltigen Ozeans. Wie es für sie eine Befreiung von quälenden Gedanken wäre, wenn sie erführen von dem ungeheuer reichen, dem bloßen Auge unsichtbaren Leben in den obersten Schichten des Meeres, das pro Quadratmeter Fläche ebensoviel Leben hervorbringt, in Trockensubstanz gerechnet, wie eine gute Wiese Heu (150 g), so verspürt der Mensch eine Art Horror vacui bei dem Gedanken, daß Himmelskörper im Kosmos, auf denen das Dasein von Lebewesen möglich wäre, lebensleer blieben.

Bei den Bewohnern jener Himmelswelten denken wir in erster Linie, wie bei unserer Erde, an vernunftbegabte Geschöpfe. Für sie ist dieser wunderbare Kosmos ein Bild und Spiegel von Gottes Größe. Seine Offenbarungen in der sichtbaren Schöpfung werden zu einer Kunde von ihm bei der vernünftigen Kreatur und zu einer Wegweisung für sie zu ihrem Schöpfer, die Gott dadurch verherrlicht, daß sie zu ihm als ihrem Ziele geht.

Und diese Wesen, die zu Gott gehen, sind unsterblich. Mögen sie auch noch so klein, noch so „unbedeutend“ sein. Mag es auch millionen- und milliardenfach auf unserer Erde und vielleicht auch auf anderen so sein, wie Sigrid Undset einmal von einem Menschenkinde schreibt, wenn das undenkbar Große Wahrheit ist: Die Seele lebt ewig fort. Vor einer solchen Ewigkeit können ganze Sternsysteme zu einer Geschichte werden, die für die erzählt ist,

welche Ohren haben, zu hören. Sigrid Undset schreibt: *)

„Ihr kleines rot-weißes Puppengesicht war nur eine Maske über dem verborgenen Bild Gottes in ihr. Begraben unter einem ganzen Berg von Vorstellungen, die ihr von der Mutter, von Verwandten und Freundinnen vermittelt worden waren, unter einer Unmenge von pffifigen kleinen Begierden und sinnlosen Anschauungen lag eine Seele, die ihr Leben leben sollte, wenn alle Sterne einmal ausgebrannt waren. Wie eine kostbare Perle auf dem Grunde eines mit altem Zeug angefüllten Koffers — obgleich sie selber vielleicht nicht begriff, daß die Perle mehr war als ein schöner Knopf an ihrem alten abgelegten Konfirmationskleid.“

Wir können uns Wesen denken, deren Erkenntniskraft der unseren in unvorstellbarer Weise überlegen ist, Wesen mit ganz anderen Sinneswelten, Wesen, für die diesseitig ist, was für uns schon jenseitig unserer Fassungskraft ist, für die normal, was bei uns zum Okkulten gehört, was bei uns schon parapsychisch ist, Wesen, für die das Gutsein eine Selbstverständlichkeit ist, Wesen, die keine Sünde kennen (zum Wesen der Freiheit gehört ja durchaus nicht ihr Mißbrauch, sonst wären ja Gott, die zahllosen Engel und die in Gott Vollendeten nicht frei: vielleicht ist sogar der Mißbrauch der Freiheit, was er sein sollte, im ganzen gesehen, eine ganz große Aus-

*) Der Brennende Busch (I. bis 20. T.) S. 191.

nahme). Wir können uns diese und noch manche andere Typen vernunftbegabter Lebewesen denken und sie nach allen möglichen Stufen gegliedert sein lassen und mit solchen Stufen uns die Möglichkeiten des Kosmos verwirklicht vorstellen. Wie der Typus „irdischer Mensch“ in seinen historischen und prähistorischen Rassen mit ihren zahllosen Individuen seine Möglichkeiten erschöpft, so mag der Typus „vernunftbegabtes Lebewesen“ sich in unausdenkbaren Arten auf den unermeßlichen Möglichkeiten des Weltalls verwirklichen.

Was ist dann wohl das Besondere, das Eigentümliche unserer irdischen Menschheit jenen anderen gegenüber? Ich möchte antworten: Das, was unserer Menschheit das Gepräge gibt, ist die Sünde, ist die unendliche Hinfälligkeit und Gebrechlichkeit der menschlichen Natur.

Der Mensch erscheint in seinem Geschlechtszusammenhang in Familie, Stamm, Volk und Menschheit als eine große Keimbahn, die zu immer neuen Individuen sich erweitert und auswächst, wie ein Wurzelstock, der unter der Erde dahinkriecht, nach allen Richtungen sich verteilt und immer wieder neue Pflänzchen ans Licht schickt. Der Einzelne ist letztlich nichts anderes als eine Ausweitung jenes ersten Menschen, der als Quelle der Keimbahn, im Grunde der Ursprungskeim aller Nachfolgenden bleibt, zu denen er sich auswächst. Die menschliche Natur ist etwas Wunderbares, das jedoch durch die Ursünde

der Stammeltern zerbrochen ist. Sie ist, um noch einmal Sigrid Undset zu zitieren (a.a.O., S. 457), „eine Pflanze mit unausrottbarer Triebkraft, es ist ihr Wesen, sich zu entfalten und zu blühen, aber schon der Same ist krank vom Meltau. Es ist richtig, daß die Menschen gleich sind und daß die Menschen Brüder sind — alle sind sie Evas landflüchtige Kinder. Und alle sind schon mit der Ansteckung aus ihrem Schoß geboren. Ähnlich wie die Pflanzen in einem Garten, in den der Krankheitskeim eingedrungen ist: Es besteht kein Hindernis, daß jedes Jahr alles unverändert üppig und schön der Erde entsproßt; die ersten kleinen weißen Flecke auf den Blättern sehen ganz ungefährlich aus, die ersten Rosen springen auf und scheinen vollkommen und gesund, doch der heimtückische Pilz breitet sich aus, gedeiht mit den gedeihenden Pflanzen, bis alles zottig ist von Schimmel und Meltau; schließlich sind sogar die Knospen weißbestäubt und fallen ab — getötet.“

Wir dürfen also wohl sagen, daß der Mensch unter den möglichen Typen vernünftiger Lebewesen jenen verwirklicht, der in einer besonders großen Schwachheit lebt und in dieser seiner Schwachheit und in der Erlösung aus ihr das Lob des erlösenden Gottes verkündet.

Auf die Frage des Petrus, wie oft man denn seinem Bruder zu verzeihen habe, ob siebenmal am Tage, antwortete der Herr bekanntlich, nicht siebenmal, sondern siebenmal

siebenzimal. Daniel Feuling knüpft daran die Bemerkung, man dürfe wohl annehmen, daß Gott selbst tue, was er von den Menschen verlange, nämlich daß er immer wieder die Sünden vergebe. Und wenn der Herr sagt, es sei leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe als ein Reicher in das Himmelreich, und die Jünger da ausrufen: Wer soll da gerettet werden, dann braucht man bei der Antwort Christi, daß es bei Gott doch möglich sei, nicht bloß an die Reichen zu denken, sondern an alle Vertreter der sieben Hauptsünden. Und man sieht beides: wie schwach der Mensch ist und wie er trotz seiner Schwachheit gerettet werden kann.

Den Menschen auf der Erde darf man also wohl betrachten als „Typus vernunftbegabtes Lebewesen von äußerster Schwachheit und dennoch gerettet von Gott“. Der Mensch ist also ein Gewebe von Schwachheit mit einem Einschlag von Bosheit, auf das Gott das Meisterwerk seiner Erbarmungen malen will. Das Wunder besteht gerade darin, daß er es auf einem solchen Untergrunde tun will. Es ist also die Lebensaufgabe des Menschen hier auf Erden und im Himmel, die Erbarmungen Gottes zu preisen. Wieviel froher würde mancher sein, wenn er das beherzigte, wieviel erlöster!

Viele Texte der Liturgie ließen sich anführen dafür, wie die Kirche urteilt, nicht über diesen oder jenen Menschen, sondern über den Menschen überhaupt. Sie läßt im Totenoffizium

den Menschen mit den Worten der Hl. Schrift klagen: Herr, wenn Du kommst, die Erde zu richten, wo soll ich mich verbergen vor dem Angesicht Deines Zornes? Denn ich habe allzu sehr in meinem Leben gesündigt. Ich erbebe über meine Taten und erröte vor Dir: Verdamme mich nicht, wenn Du zum Gericht kommst. Denn ich habe allzusehr in meinem Leben gesündigt. — Über dem Sterbenden betet die Kirche: Gedenke nicht, o Herr, seiner früheren Sünden und Benommenheiten, welche die Leidenschaft oder die Glut der bösen Begierlichkeit verursacht hat! Denn hat er auch gesündigt, so hat er doch den Vater und den Sohn und den Hl. Geist nicht verleugnet, sondern hat geglaubt. Gedenke nicht, o Herr, der Sünden seiner Jugend und seiner Unerfahrenheit, sondern erbarme Dich seiner nach Deiner großen Barmherzigkeit. — Der ganze Psalm Miserere, den die Kirche immer wieder betet, ist ein erschütternder Ausdruck dafür, was der Mensch ist, ein Wesen, so erbärmlich, hinfällig, sündig und schwach, daß seine Erbärmlichkeit einfach schreit nach der Barmherzigkeit Gottes, nicht nach irgendeiner kleinen, sondern, wie Savonarola mit seinen gefolterten Händen im Gefängnis schrieb, nach seiner großen, nach seiner ganz großen, seiner göttlichen Barmherzigkeit.

Der Abgrund unserer Armut ruft den Abgrund der Erbarmungen Gottes. Gott hat den Abgrund unserer Erbärmlichkeit aufgerissen, um die ganze Fülle seines Erbarmens darin

auszugießen. Mögen andere „Menschheiten“ auf anderen Sternwelten höher stehen auf der Stufenleiter des Geschaffenen, mögen sie edler, vollkommener, heiliger sein, mögen sie brennen in der Erkenntniskraft eines Cherub und glühen in der Liebe der Seraphim, wir Erdenmenschen haben den Beruf, das ganze herzliche Erbarmen unseres Gottes auf uns herabzuziehen, sein persönliches Erbarmen, in dem uns heimgesucht hat Gott in der Menschwerdung seines Sohnes. So sollen wir Menschen in dem gewaltigen Gotteslob, das die ganze Schöpfung darzubringen hat, den Dank der Erlösten, derer, die verloren waren, verloren an ihr eigenes Nichts, singen, den nur jene Wesen singen können, die vom Tode zum Leben übergegangen sind.

Eine solche Auffassung vom Menschen läßt die schwerste aller Fragen, die Frage nach der Schuld, nach der Schuld im persönlichen Leben, der Schuld des Volkes, dem man angehört, der Schuld der Kirche, des Ärgernisses am Hause Gottes, in einem milderen Lichte erscheinen. Die Schuld wird nicht geleugnet, sie wird voll anerkannt. Die Frage: Wie konnte das nur geschehen, wird nicht beantwortet. Das Geheimnis der Bosheit bleibt. Eine Antwort wird man niemals finden. Aber das Aufregende, Quälende, Bohrende dieser Frage verschwindet, wenn das Unerklärbare als sinnvoll erkannt und demütig anerkannt wird.

Das gilt nicht nur für die private, persönliche Schuld. Leider wird die öffentliche Schuld, die Schuld der Gemeinde, des Landes, des ganzen Volkes oft nicht genügend gefühlt. Dagegen wird die Schuld der Kirche, werden die Sünden der Päpste, die Vergehen des Klerus so tief als Ärgernis empfunden, daß sehr viele Christen Dinge, die einfach Tatsachen sind, am liebsten ableugnen möchten, keine hinreichende Bereitschaft haben, was wahr ist, zu erkennen und anzuerkennen, und daß sie suchen, wo die Wahrheit nicht abgeleugnet werden kann, sie zu verschleiern und zu verkleinern.

Wir müssen die Wirklichkeit so sehen, wie sie tatsächlich ist, nicht als triumphales Wunschbild. Das Triumphieren ist Sache Gottes. Hier auf Erden hat Gott auserwählt, was der Welt töricht erscheint, um die Weisen zu beschämen; was ihr schwach erscheint, um das Starke zu beschämen; was der Welt niedrig und verächtlich erscheint, was ihr nichts gilt, hat er auserwählt, um das, was etwas gilt, zunichte zu machen (1. Kor. 1, 27 f.). Was der Welt töricht, schwach, verächtlich erscheint, ist all das nicht bloß scheinbar, sondern ist es wirklich vor Gott, — in einem anderen Sinne natürlich vor ihm als vor der Welt. Gott hat das Törichte, Schwache, Verächtliche auserwählt, um darin und durch es zu triumphieren. So soll sich kein Erdenmensch vor Gott rühmen können (1. Kor. 1, 29). Der Triumph ist Gottes, nicht unser. Wir gehören

zur kämpfenden, d. h. zur Streiche austeilenden und auch Streiche empfangenden Kirche, zur blutenden Kirche, die immerfort kämpft. Man hat oft den Eindruck, daß jenes Reich, welches dem Reiche Gottes entgegengesetzt ist, immerzu siegt, sich zu Tode siegt, während das Reich Gottes, in dem das ist, was der Welt töricht, schwach, verächtlich erscheint, dauernd unterliegt und am Ende stets den Sieg erhält, geschenkt erhält vom Herrn.

Bei einer solchen Haltung ist man nicht versucht, das furchtbarste Ereignis der gesamten Kirchengeschichte, die abendländische Kirchenspaltung, durch äußere und äußerliche Gründe zu erklären, um den eigentlichen Grund, die Reformbedürftigkeit der Kirche an Haupt und Gliedern zurücktreten zu lassen. Schuld ist es, was den Leib Jesu Christi so schrecklich bluten ließ, Schuld ist die Ursache für die furchtbare Wunde der Kirchenspaltung. Man muß diese Schuld fühlen, das Furchtbare, das Ärgernis der Kirche, ihrer berufensten Vertreter in tiefster Seele empfinden, dann hilft kein Erklärungsversuch von unten her, von den Menschen her, die Wahrheit erträglich zu machen. Sondern nur eine Erklärung von oben her, von Gott her, vermag uns zu halten.

Alles, was ist, ist irgendwie von Gott gewollt. Denn wenn Gott es nicht wollte, wäre es ganz gewiß nicht. Dadurch soll Gott nicht zum Urheber der Sünde gemacht werden. Sondern

es soll nur gesagt werden, daß alles, was davon absieht, warum und wozu Gott die Sünde geschehen läßt, keine Erklärung der Sünde ist. Das Menschliche in der Kirche schreit nach dem Göttlichen in der Kirche. Die Menschen können nur eine Erklärung aus Zweitursachen abgeben. Primäre und letzte Erklärung ist Gott allein. Ohne Zweifel, es ist eine Erklärung des Bösen in der Welt, wenn man als Grund die Erbsünde nennt. Tatsächlich ist ja die ganze Menschheit nichts anderes als der immer weiter sich auswachsende erste Mensch, und was dieser verloren hat, haben eben alle verloren. Tatsächlich ist alles Unheil in der Welt, etwa alles Unglück dieses Krieges, eine traurige Frucht der in Adam verderbten Wurzel. Aber all das zerstörte Glück, schreit es nicht nach einer weiteren Erklärung als dieser, daß alle Unglückslinien zusammenlaufen, wie bei einer umgekehrten Pyramide, in der Spitze, die Adam ist? Ist es eine Erklärung, einen Punkt eine solche Pyramide von Leid tragen zu lassen? Das Denken hat keine Ruhe, bis es nicht bis zum letzten Grund vorgestoßen ist. Adam hat gesündigt; er mußte nicht sündigen; er hätte auch nicht sündigen können. Eine so kontingente Tat kann der letzte Grund für all das Leid nicht sein. Der Hinweis auf den Teufel, so real seine Macht auch ist, würde nicht den letzten, wenn auch den vorletzten Grund nennen. Denn der Teufel selbst bedarf der Erklärung. Der letzte Grund kann nur in Gott gefunden werden.

Gott will, das beweist unsere Existenz, von uns und gerade von den Geschöpfen, die wir sind, seine Verherrlichung: das Danklied der Erlösten.

In der Harmonie der Sphären klingt diese Stimme ganz anders, als wir gewohnt sind, sie zu hören. Für unsere irdischen Ohren klingt sie nur zu sehr als Mißton. Aber wir hoffen, daß dieser Mißton in der Symphonie, die wir ahnen, seine Auflösung findet. Je gewaltiger sie rauscht, je reicher sie instrumentiert ist, desto würdiger scheint sie uns dessen zu sein, der in allem und über alles ist, der sich unser, der Sünder, erbarmt.

Von hier aus versteht man besser den großen Heilsratschluß Gottes, dessen Enthüller, Verkünder und Vollstrecker Christus ist, von dem der hl. Paulus im Epheserbrief spricht. Diesen Ratschluß meint die Anrufung in der Litanei vom heiligsten Namen Jesu: Jesus, du Bote des großen Rates. Über diesen Heilsplan Gottes schreibt der hl. Paulus: Gott tat uns das Geheimnis seines Willens kund. Danach wollte er in der Fülle der Zeiten alles im Himmel und auf Erden in Christus unter einem Haupte vereinigen. Dazu sind wir vorherbestimmt nach dem Beschlusse dessen, der alles wirkt nach dem Ratschluß seines Willens. So sollen wir zum Lobe seiner Herrlichkeit gereichen (Eph. 1, 9—12). Gott, so reich an Erbarmen, hat in seiner großen Liebe, womit er uns geliebt, uns, die wir tot waren,

durch unsere Sünden, zusammen mit Christus lebendig gemacht. So wollte er in den kommenden Zeiten den überschwenglichen Reichtum seiner Gnade und Güte an uns in Christus Jesus erweisen (Eph. 2, 4—7). Mir, dem geringsten von allen Heiligen, schreibt der Völkerlehrer, ist die Gnade zuteil geworden, den Heiden den unergründlichen Reichtum Christi zu verkündigen und alle darüber aufzuklären, wie das Geheimnis verwirklicht wurde, das von Ewigkeit in Gott, dem Schöpfer aller Dinge, verborgen war. Jetzt aber soll durch die Kirche den Herrschaften und Mächten im Himmel die mannigfache Weisheit Gottes kundgemacht werden. So war es sein ewiger Ratschluß, den er in Christus Jesus, unserm Herrn, verwirklicht hat (Eph. 3, 8—11).

Der Inhalt dieses großen Ratschlusses ist: Christus soll sein das neue Haupt der Menschheit, der Erstgeborene unter vielen Brüdern, die er sich einverleibt, um sie zu Kindern des himmlischen Vaters zu machen. Seine Aufgabe ist, die Menschheit mit dem Vater zu verbinden, indem er sie mit sich verbindet. Wir sollen zu Darstellungen, Gefäßen der göttlichen Gnade und Erbarmung werden. Er wollte an uns den überschwenglichen Reichtum seiner Gnade und Güte erweisen (Eph. 2, 7). So sollen wir zum Lobe seiner Herrlichkeit gereichen (Eph. 1, 12). In seiner Liebe hat Gott uns durch Jesus Christus zu seinen Kindern vorherbestimmt nach seinem freien

Willensentschluß zum Preis der Herrlichkeit seiner Gnade (Eph. 1, 5 f.). Für die Herrschaften und Mächte im Himmel, die Welt der Geister, ist unsere Erlösung eine Offenbarung der mannigfachen Weisheit Gottes (Eph. 3, 10).

Wenn unsere Menschheit die Aufgabe hat, eine Darstellung der Erbarmungen Gottes zu sein, so bedeutet das und setzt voraus eine entsprechende Erbärmlichkeit. Darum die Sünde. Denn unsere Ungerechtigkeit stellt Gottes Gerechtigkeit ins Licht (Röm. 3, 5). Er wollte seine Gerechtigkeit in der jetzigen Zeit erweisen (Röm. 3, 26). Die Sünde sollte überhand nehmen, damit, wo die Sünde überhand genommen hatte, die Gnade umso überströmender werde (vgl. Röm. 5, 20 f.). Gott will an den dem Verderben verfallenen Gefäßen seinen Zorn zeigen und seine Macht offenbaren. Er will an den Gefäßen des Erbarmens, die er für die Herrlichkeit vorbereitet hat, den Reichtum seiner Gnade zeigen (Röm. 9, 22 f.). Die Heiden verherrlichen Gott um seiner Barmherzigkeit willen (Röm. 15, 9). Christus Jesus ist in die Welt gekommen, um die Sünder zu retten. Gerade deswegen fand ich Barmherzigkeit, schreibt Paulus I. Tim. 1, 15 f., damit Jesus Christus an mir vor allem seine ganze Langmut zeige.

Gott wollte, so führt der hl. Thomas aus (S. Th. I a, XXIII, 5 ad 3), bei den Auserwählten seine Güte darstellen in der Form der

verzeihenden Barmherzigkeit,*) bei den Verworfenen in der Form der Gerechtigkeit. Alles, so sagt er, hat Gott wegen seiner Güte erschaffen, um sie durch die Dinge zur Darstellung zu bringen. Die göttliche Einheit und Einfachheit aber kann nur durch Vielheit und Verschiedenheit wiedergegeben werden. Ein vollendetes Universum schließt eine Einerleiheit aus, verlangt eine Ordnung in Stufen. Wegen dieser Stufenordnung läßt Gott einige Übel zu, damit nicht vieles Gute verhindert werde. Wenn nämlich jedes Übel ausgeschlossen wäre, würde vieles Gute dem Ganzen fehlen müssen. So läßt die göttliche Vorsehung im Interesse höherer Güter gewisse Übel zu, ohne die sie nicht möglich wären. So läßt auch die göttliche Güte, um ihre Barmherzigkeit an Wesen zeigen zu können, die ihrer bedürfen, zu, daß einige sie ablehnen.

Die Geheimnisse der Sünde sind in sich dunkel, während die Geheimnisse der Gnade in sich absolut lichtvoll sind. Sie sind nur dunkel für uns. Für uns ist das göttliche Wohlgefallen ein undurchdringliches Geheimnis, welches dem einen Schächer beim Kreuze des Herrn die Gnade der Bekehrung schenkte und dem andern nicht. Daß dieses Dunkel nicht bedrückend bleiben muß, sondern einmal in der ewigen Anschauung des Unerforschlichen

*) Le motif de la prédestination en général est la manifestation de la bonté divine, sous la forme de la miséricorde qui pardonne. Garrigou-Lagrange, Art Prédestination in Dict. Theol. Cath. v. Vacant-Manenot, Sp. 3013.

lichtvoll wird, dafür zitiert Garrigou-Lagrange die hl. Angela von Foligno (gest. 1309; Visio-num et instructionum liber, c. 24): Ich liebe alles Gute und alles Böse, alle Wohltaten und alle Übeltaten. Nichts zerstört mir die Harmonie. Ich bin in einem großen Frieden, in einer großen Verehrung der göttlichen Gerichte. Die Güte Gottes sehe ich nicht besser in einem Heiligen oder in allen Heiligen, als in einem Verdammten oder in allen Verdammten. In diesen Abgrund der Beschauung wurde ich nur einmal versenkt. Die Erinnerung und Freude, welche er mir zurückgelassen hat, sind ewig. Die Seele, welche in den Abgrund hinabgestiegen ist und einen Blick geworfen hat auf das Gericht Gottes, betrachtet von da an alle Geschöpfe als Diener seiner Herrlichkeit (zitiert nach Art. Dieu in Dict. Apol. de la Foi cath. von d'Alés, Bd. I, Sp. 1018).

Unsere Menschheit hat in dem großen Welttheater den Beruf, die Güte Gottes in der Weise der verzeihenden Barmherzigkeit zur Darstellung zu bringen. Das ist die metaphysische Situation des Menschen im Weltall. Die Erbarmungswürdigkeit des Menschen ist begründet in der Erbsünde. Die Erbsünde ist grundlegend für die moralische Situation der Menschheit, sie ist ihr Specificum. Die Erbsünde ergibt sich aus dem Naturzusammenhang, in dem alle Menschen mit dem ersten Menschen stehen.

Indem nun der Sohn Gottes, bleibend, was er war, ewig, allgegenwärtig, eine menschliche

Natur annahm und in ihr zu existieren anfang*) und so wirklicher Mensch wurde als Besitzer, Eigentümer, Träger einer Menschennatur, so wie er Gott ist als Inhaber, Träger, Besitzer der göttlichen Natur, ward er dadurch notwendig der Mittelpunkt der Menschenwelt, ihr Sinn und Ziel, ihr neues Haupt, ihr Repräsentant. Und weil er am Kreuze den Willen des Vaters erfüllte, die unendliche Liebe Gottes enthüllte, wurde dem Gottmenschen vom Vater die Menschheit zum Besitz und Eigentum gegeben, und er macht sie zu etwas von sich, indem er sie sich assimiliert und sich so, das Werk seiner Menschwerdung fortsetzend, seinen geheimnisvollen Großleib aufbaut und die Menschheit in sich hineinwachsen läßt, wie sie einmal aus dem ersten Adam herausgewachsen ist.

Ist nun Christus Ziel und Mittelpunkt auch anderer Welten, und zwar in seiner Menschheit? Denn daß der Logos es ist, versteht sich von selbst. Oder ist das herzlich Erbarmen

*) Da Gott allein derjenige ist, der da ist, dessen Wesen es ist, dazusein (2. Mos. 3, 14), nimmt die Schule des hl. Thomas bei allem Geschaffenen einen wirklichen Unterschied an zwischen dem, was es ist — zwischen der Natur, dem Wesen, Sosein — und dem Daseinsakt, durch den es verwirklicht ist. Die Vereinigung der menschlichen und der göttlichen Natur in Christus erklärt diese Schule dadurch, daß die menschliche Natur in Christus existent ist, verwirklicht und getragen ist unmittelbar vom Sein des Logos selbst. Diese Erklärung wahrt aufs beste die Unversehrtheit der menschlichen wie der göttlichen Natur und zeigt ebenso schön, wie auf Grund beider Naturen von ihrem einen Träger, Inhaber, Besitzer, der Person des Logos, Göttliches und Menschliches ausgesagt werden kann und daß er darum wahrhaft Gottmensch ist.

unseres Gottes, mit dem er uns heimgesucht hat in der Menschwerdung seines Sohnes, bei uns erschienen bloß um unsertwegen und um unseres Heiles willen? Wäre der Sohn Gottes Mensch geworden, auch wenn Adam nicht gesündigt hätte? Manche Theologen nehmen es an. Die anderen lassen die von dieser Ansicht vorgebrachten Schrifttexte nicht gelten (1. Kor., 15, 25—28; Eph. 1, 20—23 und 4, 10; Phil. 2, 9—11; Col. 1, 16—18; Hebr. 2, 10). Nach ihrer Meinung beziehen sich nämlich die Worte der Hl. Schrift über die Herrschaftsstellung Christi in der Schöpfung: insofern die Menschen gemeint sind, auf den Gott m e n s c h e n, insofern die absolute Herrschaft über alles Geschaffene überhaupt gemeint ist, auf den Logos, dem sie gebührt. An dieser Herrschaft nimmt die menschliche Natur des Herrn teil, weil der Allherrscher auch in ihr existiert. So bleibt Christi Stellung, daß er in allem den Vorrang habe, durchaus ungeschmälert, wenn wir der Überzeugung sind, daß unsere Erde nicht das Zentrum des Universums und auch nicht das einzige Staubkorn darin ist, welches vernünftiges Leben trägt. Aus der Offenbarung läßt sich über diese Frage ebensowenig etwas ausmachen wie über das Dasein von Bewohnern auf außerirdischen Welten.

„Dogma ist nur dieser eine Satz“, sagt der Dogmatiker Pohle in einer Artikelreihe über: „Die Bewohnheit der Himmelskörper im Lichte des Dogmas“ (Der Katholik, Mainz 1886, II. Hälfte, S. 127 f.), „daß Christus das

(mystische) Haupt des in der Kirche als seine Glieder gesammelten oder vereinigten Menschengeschlechtes ist. Wenn es nun aber Väter und Scholastiker gibt, welche die Würde Christi als eines Hauptes nicht einmal in bezug auf die Engelwelt gelten lassen wollen, obschon letztere doch einen so hervorragenden Platz in der streitenden wie triumphierenden Kirche einnimmt: Wie sollte es auch nur im entferntesten einen Verstoß gegen das Dogma bilden, wenn man derartige (hypothetische) Planetenbewohner ganz außer Verbindung und außer Beziehung mit Christus sehen wollte?"

„Man hüte sich doch“, sagt derselbe Dogmatiker a.a.O. S. 50 f., „die Hl. Schrift und ihr göttliches Ansehen in Probleme und Fragen hereinzuziehen, die mit Objekt und Ziel der göttlichen Offenbarung schlechterdings nichts zu schaffen haben.... Wir dürfen die Bibel nicht als ein „Allerweltsbuch“ betrachten, in welchem alles stehen muß, was wir gern wissen möchten oder was wir auch darin zu finden erwarten; sondern sie ist ein nur an die Adresse der gefallen Menschen gerichtetes, vom Hl. Geist inspiriertes Buch, welches uns über die Grundwahrheiten unseres übernatürlichen Heiles unterrichten will.“ Um den Menschen aller Völker, aller Zeiten verständlich zu sein, spricht sie in anthropozentrischer Weise, in der Weise des naiven Weltbildes des Augenscheins, wonach der kleine Ausschnitt von der Welt, den auch das

Kind als seine Welt erlebt, für die ganze Welt genommen wird. Sollte Gott etwa, wenn er sich als Schöpfer und Herr des Himmels und der Erde offenbaren und seine Kinder beten lehren wollte, ihnen erst das Kopernikanische Weltsystem verkünden müssen? Die theologische Reflexion und die religiöse Erziehung müssen von dem Rahmen, in dem die religiösen Wahrheiten, die höchsten, die es überhaupt gibt, so herablassend dargeboten sind, daß dem Beschränktesten nicht verschlossen bleibt, worum der Gelehrteste sich bemühen muß, zu einer tieferen Erfassung der Wahrheiten selbst führen.

Diese religiösen Wahrheiten sind unabhängig von dem Weltbild der Alten, wenn sie auch mit deren naturwissenschaftlichen, geographischen und geschichtlichen Kenntnissen eine fast nahtlose Synthese bildeten, welche dazu durch Jahrhunderte alte Denkgewohnheit sanktioniert war. Für die Belehrung, die Gott uns geben will, ist die Ausweitung unseres Weltbildes ohne Belang, so wichtig diese neuen Kenntnisse auf ihre Art auch sind und wir um keinen Preis auf sie verzichten möchten. So war es möglich, daß die christliche Lehre, dank der Offenbarung, den Sinn des Ganzen schon erfassen konnte an dem ihr bislang zugänglichen Teil desselben. Und ein Franz von Assisi konnte ihn in seinem Sonnengesang also besingen:

Höchster, allmächtiger, gütiger Herr!
Dein ist das Lob, die Herrlichkeit, die Ehre
und jegliche Benedeiung.
Dir allein, Höchster, gebühren sie,
Und kein Mensch ist würdig, Dich zu nennen.
Gelobt seist Du, mein Herr, mit allen Deinen
Kreaturen,
Insonderheit mit der edlen Schwester Sonne,
Die den Tag macht und leuchtet durch sich,
Und schön ist sie und strahlend mit großem
Glanze,
Von Dir, Höchster, ist sie ein Sinnbild!

EXKURS

über

Leben auf außerirdischen Welten

(Zu Seite 27)

Lebewesen sind Erlebewesen. Durch ihre Sinne nehmen sie Einwirkungen der materiellen Schöpfung auf, bauen sich mit ihrer Hilfe eine Innenwelt auf und wirken durch ihre Organe auf ihre Umwelt. Nur der Kohlenstoff vermag die Grundlage abzugeben für die Organe, welche die Außenwelt ergreifen. Andere Elemente kommen nicht in Frage, auch nicht das Silicium (Kiesel); denn dieses Element gibt andere Verbindungen auf, wo es sich mit Sauerstoff verbinden kann. Wenn die Dinge mit einer gewissen Vollkommenheit erfaßt werden, sind Millionen und Abermillionen von Sinneszellen, eine jede mit Milliarden von Atomen, notwendig, welche einen entsprechenden Träger verlangen und einen entsprechenden Energiehaushalt. Der Chemismus des Lebens, der an den Kohlenstoff gebunden ist, kann im großen Ganzen sich nur abspielen innerhalb der Grenzen, welche zwischen dem Gefrieren des Wassers und dem Gerinnen des Eiweiß liegen.

Es wird freilich auch die Behauptung aufgestellt, daß die Materie selbst irgendwie lebendig sei, daß jedes Atom mit einer, wenn auch noch so einfachen, Empfindungs- und Erinnerungsfähigkeit ausgestattet sei. Die Elemente, wenn auch nicht alle in gleicher Weise, in erster Linie Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff und Kalk, haben die Fähigkeit, zu lebendigem Stoff zu werden. Daß die einzelnen Atomindividuen selbst schon lebendig seien oder auch nur das geringste Bewußtsein von sich und von der Wirklichkeit außer ihnen haben, dürfte ausgeschlossen sein. Leben, Bewußtsein ist möglich ohne jede Materie, und sogar dann hochvollendetes, nämlich bei reinen, d. h. materielosen Geistwesen, welche in ihrer Geistnatur die Möglichkeit zu den Lebenstätigkeiten eines Geistes, zu Erkennen und zu Wollen, besitzen. Wenn aber ein Lebewesen diese Möglichkeit nicht in sich selbst besitzt, sondern, weil es einer unbeschriebenen Tafel gleicht, zu seiner Vollendung darauf angewiesen ist, sich von außen der Wirklichkeit zu bemächtigen, um zu seelischen Inhalten zu kommen, dann genügt ein Atom nicht, daß etwas von der Welt erfahren wird. Die Naturwirklichkeit, von welcher Seite und wie bescheiden auch immer sie sich einem Lebewesen eindruckbewirkend darbietet, stellt stets eine ungeheure Mannigfaltigkeit dar, welcher eine entsprechende Mannigfaltigkeit gegenüberstehen muß, wenn etwas empfunden

werden soll. Es muß eine Angleichung da sein zwischen dem Aufnehmenden und dem Aufzunehmenden. So sind große Gruppen zahlloser Atome nötig, daß eine photochemische Veränderung vor sich gehen kann, welche dann als Licht empfunden wird. Ein Atom kann niemals das Maß sein, mit dem die Wirklichkeit gemessen wird, so wenig wie ein Atom warm sein kann, weil Wärme die ungeordnete Bewegung nicht eines, sondern vieler Atome (Moleküle) ist.

Das Reich materieloser Geistwesen wird man sich wohl nicht leicht zu groß denken. Wenn aber Geistnaturen in Materie wesen und auf eine außersubjektive materielle Wirklichkeit angewiesen sind, um zur Vollendung ihres Geistes zu gelangen, dann scheint dies nur möglich zu sein bei einer reichen Ausstattung mit Sinneswerkzeugen. Denn wenn ihre geistige Kapazität so groß wäre, daß sie auf primitivste Sinnesgegebenheiten ein wirkliches Geistesleben aufbauen könnten, warum sollten sie dann überhaupt noch auf eine Verbindung mit der Materie angewiesen sein? Vernunftbegabte Lebewesen, welche auf der durch die Sinne vermittelten Erfahrung ihr Geistesleben gründen, müssen also wohl über hochorganisierte Sinne verfügen, und ihre Leiblichkeit kann nur auf dem Kohlenstoff aufgebaut sein.

Leben ist Selbstbewegung, durch welche ein Ganzes sich erhält und vollendet, und schon auf der untersten Stufe hat es die Fähigkeit

zur Selbstgestaltung und zur Selbstneuerzeugung. Wenn man den Grenzfall Virus außer acht läßt, so liegt auf der Hand, daß bei einem Kristall nicht von Leben gesprochen werden kann, weil ihm die Selbstbewegung fehlt, denn er ändert sich nicht selbst, sondern er wird verändert, und daß auf gasförmigen oder glühenden Sternen Leben nicht möglich ist, weil es unter solchen physikalischen Verhältnissen kein bleibendes Ganze geben kann, welches durch Selbstbewegung sich erhielt und vollendete.

Weil uns erkaltete Sonnen kein Licht senden, läßt sich vieles über sie nicht sagen. Die sog. „weißen Zwerge“, welche größtenteils aus elektronenfreien Atomkernen bestehen und die alles andere als erkaltete Sonnen sind, haben eine ungeheure Dichte. Ein Kubikdezimeter Materie des Siriusbegleiters Sirius B wiegt z. B. 50 000 bzw. 60 000 kg. Auf unserer Sonne würde ein Kilo irdischer Materie das 28fache wiegen. Wenn die Sonne, ein wenig dichter Gasball, sich auf das Volumen unserer Erde verdichten würde, wöge ein Kilo irdischer Materie das 332 000fache. Ein Tröpfchen Chlorophyll wird auf unserer Erde durch die Kohäsionskräfte zu einer kleinen Kugel zusammengehalten. Wenn die Anziehungskräfte die Kohäsionskräfte um das Vielfache übertreffen würden, müßte sich der Inhalt eines solchen Tröpfchens eine ganz andere Gleichgewichtslage suchen. Er würde, wie das Was-

ser eines umgekippten Eimers, nach allen möglichen Richtungen auseinanderstreben. *)

Die Leistungsfähigkeit eines Muskels wächst in dem Maße, wie die Fläche seines Querschnitts größer wird, also in der zweiten Potenz, sein Gewicht dagegen wächst mit dem wachsenden Volumen, also in der dritten Potenz. Ein Lebewesen, welches auf unserer Erde ein Kilogramm wöge, würde bei tausendfach größerer Anziehungskraft eine Tonne wiegen. Damit dieses Gewicht bewegt werden könnte, müßte die Leistungsfähigkeit seiner Muskeln vertausendfacht werden, ihr Gewicht würde dann zu einer Last, welche von wenigen Güterzügen befördert wird. Wie müßte wohl ein solches Lebewesen konstruiert sein, aus was für Quellen könnte es seinen Energiebedarf decken, und wie sollen in einem solchen Wesen die Transportbewegungen verlaufen? Andererseits darf ein Himmelskörper, der

*) Das Schwerefeld eines Sterns ist proportional der Masse des Sterns dividiert durch den Radius. Wenn der Radius der Sonne = Radius der Erde wird, so verhält sich das Gewicht auf der Sonne zum Gewicht auf der Erde wie die Masse der Sonne zur Masse der Erde = $\frac{332\ 000}{1}$. Daß eine solche Verdichtung möglich sei, soll natürlich nicht behauptet werden.

Man kann nicht zum Vergleich der Verhältnisse auf der Oberfläche ehemaliger Sonnen die Verhältnisse heranziehen, wie sie für die Lebewesen der Tiefsee unter dem ungeheuren Druck der Meerestiefe gegeben sind. Denn hier handelt es sich um Druck, dort um Masse. Bei den Tiefseebewohnern hebt sich der innere und äußere Druck auf. Die Bewegung der Masse ihrer Körper verlangt in den tiefsten Schichten des Meeres keine größere Energie als in den obersten, denn das Körpergewicht bleibt dasselbe.

Leben tragen soll, auch nicht so klein sein, daß seine Anziehungskraft nicht genügt, eine Atmosphäre festzuhalten; ohne sie wären die Organismen ungeschützt der lebensfeindlichen kosmischen Strahlung ausgesetzt. Daß durchaus nicht jeder Planet Heimat für Lebewesen sein kann, zeigt schon das Planetensystem unserer Sonne. Von ihren Planeten dürfte kein anderer als die Erde je Leben tragen.

Druck: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag
Düsseldorf m. b. H.